

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 56 (1962)
Heft: 13-14

Rubrik: Hühner... und Nachbarn

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahre Dienst als Soldat in Afrika verpflichten. Abenteuer konnte er da genug erleben. Aber sie gefielen ihm nicht. In seinen Träumen war alles ganz anders gewesen. Immer stärker spürte er das Heimweh. Heimweh nach seinen Eltern, Heimweh nach seinen früheren Kameraden, Heimweh nach seiner schönen Heimat. Doch wagte er es nicht, seinen Eltern zu schreiben. Er schämte sich. Gegen das Ende des letzten Dienstjahres schrieb er endlich einen Brief nach Hause. Er bat seine Eltern um Verzeihung. Wie groß war aber seine Enttäuschung! Wochen und Wochen wartete er vergeblich auf eine Antwort. Da dachte er: Sie wollen nichts mehr von mir wissen. Er unterschrieb noch einmal für fünf Jahre.

Er erhielt dann doch noch eine Antwort von seinen Eltern. Aber sie war etwas zu spät gekommen. Ein Brief zur rechten Zeit hätte ihm und den Eltern viel Leid und viele Sorgen erspart. Zum Glück war es nicht ganz zu spät gewesen. Denn von da an schrieben sie einander regelmäßig. Und als die zweiten fünf Jahre vorbei waren, gab es ein frohes, glückliches Wiedersehen in der Heimat. — Ende gut, alles gut!

Aber leset jetzt bitte weiter. Ich möchte Euch von einer **neuen Einrichtung in der «GZ»** berichten. Sie hat auch etwas mit einem Briefkasten zu tun.

Die «GZ» gehört nun beinahe zu den «Großen» unter den vielen Zeitungen und Zeitschriften der Schweiz. Denn sie besitzt jetzt **zwei** Redaktoren. Dazu einen besonderen Verwalter, oder vornehm gesagt: einen Administrator. Das ist unser lieber Herr Wenger. Aber die «GZ» besitzt leider zu wenig Geld für den **äußeren** Ausbau. Wir

können den Umfang der «GZ» darum nicht vergrößern. Wenigstens vorläufig nicht. — Dafür ist durch die Verteilung der Arbeit auf zwei Redaktoren der **innere** Ausbau etwas leichter geworden.

Also: Wir möchten in der «GZ» eine neue Rubrik eröffnen. Sie heißt: **Unser Briefkasten**. — Man könnte dieser Rubrik auch einen anderen Namen geben. Zum Beispiel könnte sie heißen: «Sprechsaal» oder «Was unsere Leser schreiben» oder «Ihr fragt, wir antworten».

Wieso sind wir auf diese Idee gekommen? — Sehr viele Zeitungen und Zeitschriften führen regelmäßig eine solche Rubrik. Denn die Redaktoren wissen genau, daß die meisten Leser die Fragen und Antworten im «Briefkasten» eifrig studieren. Manche lesen sie sogar zuerst. Da fragte z. B. jemand: Ich habe gelesen: Der Lebenskostenindex steigt weiter! Was bedeutet das? — Ein anderer: Dürfen die vielen ausländischen Arbeiter für immer in der Schweiz bleiben? — Ein dritter: Warum nennt man Basel oft: «Das goldene Tor der Schweiz»? — Ein vierter: Wieviel verdient eigentlich ein Bundesrat? usw. usw. usw.

Auch Ihr, liebe Leser der «GZ», habt bestimmt schon oft gerne Antwort auf eine Frage gehabt. Fragt uns! Wir werden in einer der nächsten Nummern Eure Frage beantworten. Die Redaktoren sind sogar froh und dankbar, wenn Ihr Fragen stellt. Eure Fragen verraten Eure Interessen. Das wird uns bei der Auswahl des Stoffes für die «GZ» sehr helfen.

Darum: **Benutzt bitte «Unseren Briefkasten». Sorgt dafür, daß er nie leer bleibt!**

Ro.

Hühner... und Nachbarn

«Eigentlich habe ich es mir nicht so schlimm vorgestellt», sagte Frau Huber zu ihrem Mann. «Hühner sind dumm», erwiderte der Mann trocken. «Mir sind sie nur als Spiegeleier oder dann als knusperige Poulets sympathisch.»

Hubers haben als stolze Besitzer eines neuen Einfamilienhauses soeben den Garten fertigerstellt. Gartenbeete gezogen, schnur- und metergenau. Den ersten Salat selber gesetzt, die ersten Bohnen gesteckt, die ersten Rübli gesät — alles genau nach

Anweisung — denn als ehemalige Städter war es das erste selbergesäte und gesetzte Gemüse ihres Lebens überhaupt. Ein Ereignis für diese Asphaltmenschen! Von den Blasen an den Händen wollen wir nicht reden. Auch nicht vom schmerzenden Rücken. Aber vielleicht vom berechtigten Hochgefühl, das sie hatten, als das erste Gartenbeet, fast wie im Büchlein beschrieben, fertigerstellt war. Sie erlebten das Wunder des Werdens in der Natur aus nächster Nähe. Der Salat gedeih, die Rübl keimten, und die Bohnen reckten ihre Hälse. Es herrschte große Freude bei Hubers. Die Erdbeeren blühten — in Gedanken sah man schon den Erdbeerkuchen aus selbstgezogenen Früchten auf dem Tisch. Aber es kam anders. Da war die Nachbarin, Frau Pfister, eine alte, magere Frau. Sie wohnte in einem kleinen Häuschen. Es sah etwas verlottert aus. Hubers hätten gerne etwas noblere Nachbarschaft gehabt. Ums Haus herrschte Unordnung, viel Gerümpel war da aufgeschichtet. Frau Pfister war nicht etwa arm, aber sehr, sehr sparsam. Viele nannten es geizig. Neben drei Katzen hatte sie auch noch zwei Dutzend Hühner. Diese sorgten auf ihre Art für Ordnung. Wehe dem Wurm, der sich unvorsichtig an der Erdoberfläche zeigte. Die Hühner durften frei herumlaufen. Sie suchten ihr Futter auf fremdem Boden. Das sparte Körner und kam billiger. — Frau Pfister schon, aber nicht Hubers. Eines Tages war der schöne Salat gefressen, die Bohnen ausgekratzt, und der Erdbeerkuchen blieb ein Wunschtraum. Frau Huber wischte sich die Tränen aus den Augen. Aber sie hatte noch Erde an den Händen. So «geschminkt» hätte sie ihre Freundin in der Stadt sehen sollen!

«Man muß es der Frau Pfister sagen», erklärte der Mann. Mit dem «man» meinte er aber seine Frau. «Frauen können das besser», entschied er. Frau Huber sagte es, ganz freundlich und ohne Zorn. Sie hatte erst eine Nacht darüber geschlafen. Frau Pfister antwortete auch ganz freundlich: «Meine Hühner waren vor Ihnen da. Ich

kann sie nun nicht wegen dem bißchen Salat einsperren.»

In Gedanken fügte sie aber bei: «Kauft neuen Salat, der wächst auch wieder nach. Ihr könnt Euch das leisten.» Das war nicht nett von ihr. Aber Hubers kauften neuen Setzling und steckten neue Bohnen. Sie überwachten den Garten. Aber Hühner sind unberechenbar. Als Frau Huber eines Tages von der Stadt heimkam, sah der Garten aus wie nach einem Hagelwetter. «So schlimm habe ich es mir mit diesen Hühnern doch nicht vorgestellt», seufzte Frau Huber.

«Man muß noch einmal mit ihr reden», sagte der Mann verdrießlich. Das «Man» bezog sich wieder auf seine Frau.

«Das nützt nichts, sie ist zu geizig. Fremdes Futter kommt billiger.» Und jetzt geschah etwas Merkwürdiges. Frau Huber zog plötzlich ihre Schürze aus, und im Fortgehen rief sie: «Ich gehe noch schnell ins Lädeli einkaufen.» Und weg war sie. Kopfschüttelnd sah der Mann, wie sie bei Frau Pfister kurz stehenblieb und ein paar Worte wechselte, ehe sie ins Dorf eilte.

Nach dem Nachtessen band sich Frau Huber die Schürze mit den großen Taschen um und sagte fröhlich zum Mann: «Ich gehe jetzt noch schnell zu Frau Pfister.» «Ja, aber jetzt mach ihr deutlich klar, daß jedes Huhn in unserer Pfanne landet, das den Garten betritt.» Zu diesen Worten



«Emil, soll ich dich mit dem Schirm schützen?»

machte er die Gebärde des Halsumdrehens. Einige Tage später sagte der Mann befriedigt: «Du hast ihr ganz gründlich eingehiezt. Ich sehe keine Hühner mehr frei herumlaufen.»

«Im Gegenteil», antwortete Frau Huber, ihren Mann verschmitzt anlächelnd, «ich habe ihr sogar etwas gebracht.» «Was, du belohnst sie noch für die Untaten ihrer Hühner? Aus euch Frauen soll man klug werden!»

«Jawohl, ich habe ihr sechs schöne, große Eier gebracht. Und wie ich sie gerühmt habe! „Ihre Hühner haben die nette Angewohnheit, Eier in meinen Garten zu legen“, habe ich zu ihr gesagt. „Natürlich ist es herrlich, mit dem Nüßlisalat auch gleich die Eier aus dem Beet zu nehmen. Für diesmal aber will ich sie Euch zurückbringen.»

Ihre Augen hättest du sehen sollen. Und wie die Hände gezittert haben, als sie die Eier mit gierigem Blick in Empfang nahm. „Es soll nicht mehr vorkommen“, hat sie mir teuer und heilig versprochen. Sie wird es halten. Unser Garten ist vor ihren Hühnern sicher.»

«Aber ich habe nie ein Ei im Garten entdeckt, und ich hätte es auch nicht zurückgebracht. Du weißt ja, Spiegeleier ...»

«Ich habe auch keine gefunden, das heißt, in meinem Garten. Aber im Lädeli habe ich die sechs schönsten ausgesucht, bezahlt ... den Rest weißt du ja. Nun schimpf mich aber ja nicht eine Lügnerin. Das war Notwehr. Wenn ihr Männer einmal durch einen Geistesblitz einen drohenden Konflikt abwenden könnt, nennt ihr es hochtrabend Diplomatie.»

We.

Zwei Briefe — vor hundert Jahren geschrieben

Meinen guten Mut kann mir niemand rauben!

Vor mir liegen zwei Briefe. Sie stammen aus den Jahren 1857 und 1862. Geschrieben hatte sie ein Schweizer in Amerika namens Ulrich Freund. Er war 1844 aus dem St.-Galler Rheintal nach der Neuen Welt ausgewandert. Dort wollte Ulrich sein Glück suchen.

Die Einwanderer aus Europa mußten einen harten Lebenskampf führen. Das Glück kam nicht von selbst zu ihnen. Sie mußten es wirklich erkämpfen. So erging es auch unserem Briefschreiber Ulrich. Aber er war nicht wehleidig, er klagte nicht. Und er behielt seinen guten Mut auch in schlechten Tagen. In seinem Brief vom 25. Oktober 1875 schrieb er:

Geliebte Mutter, Brüder und Schwestern, Euren Brief vom 10. Juli habe ich am 10. Oktober 1856 erhalten. Ich habe aus ihm ersehen, daß Ihr alle recht gesund seid. Es hat mich sehr gefreut, daß die Mutter noch am Leben ist. Ich hoffe, Euch alle recht bald

zu besuchen. Die Zeit kann ich aber unmöglich genau bestimmen. Jedoch hoffe ich, nächsten Oktober 1858 die Reise anzutreten, wenn sich keine besonderen Unfälle zutragen. Ich möchte gerne alles verkaufen, was ich habe. Wenn ich aber auch nicht alles verkaufen kann, so werde ich Euch doch einen kurzen Besuch abstatten. Ich bin immer recht gesund und freue mich des Lebens. Letzten April bin ich aus dem Gebirge nach Hause gekommen, oder vielmehr nach dem Platz, wo es gestanden ist. Die Indianer haben mir großen Schaden getan. Sie haben mir das Haus mit allen Gerätschaften niedergebrannt. Sie haben 2 Paar Ochsen, 3 Kühe, 20 oder 30 Rinder getötet. Wir haben endlich die Indianer nach vieler Mühe und vielen Beschwerlichkeiten in die Flucht geschlagen. Aber wie lange der Frieden dauert, ist sehr unbestimmt. Die Indianer drohen wieder auszubrechen. Laßt Euch das nicht anfechten (habet keine Sorgen um mich), so wenig wie es mich anfechtet. Denn ich behaupte allen Teufeleien zum Trotz: Es ist doch die beste Welt! Wenn ich auch